

Antje Kosemund

Sperlingskinder



**Faschismus und Nachkrieg:
Vergessen ist Verweigerung der Erinnerung!**

Antje Kosemund
Sperlingskinder

Antje Kosemund, geboren in Hamburg 1928, ist seit mehr als 20 Jahren im Landesvorstand Hamburg der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-regimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V. (VVN) aktiv. Außerdem ist sie Mitglied im Stiftungsrat des Auschwitz Komitees und im Beirat der Hamburger Stiftung für NS-Verfolgte. Seit etwa 20 Jahren hält Antje Kosemund Vorträge in Fach- und Gesamtschulen, Gewerkschaften und anderen Organisationen und setzt sich für ein würdiges Erinnern an die Opfer der Euthanasie in der NS-Zeit ein.

Antje Kosemund

Sperlingskinder

Faschismus und Nachkrieg:

Vergessen ist die Verweigerung der Erinnerung!

VSA: Verlag Hamburg 2011

Fotonachweis:

S. 137: Foto Michael Meyborg, Archiv Ulla Suhling; S. 165: Ulla Suhling; S. 173: media wien; S. 177, 179: Michael Wunder

Zeichnung auf der Umschlag-Rückseite: Margaritha Wanitschek

Die übrigen in diesem Band abgedruckten Fotos stammen aus dem Privatbesitz der Autorin.

Inhalt

Danksagung 8

Vorwort 9

Teil 1: 1932-1942

Kindheitsjahre in Hamburg 11

Umzug nach Wulfsmoor 38

Schule in Wulfsmoor 50

Wieder in Hamburg 67

Abschied von der Mutter 73

Teil 2: 1942-1958

Allein und ohne Mutter mit 13 Jahren 76

Wie der Krieg die Bevölkerung trifft 82

Kriegsende und Befreiung von Faschismus 95

Jugendlicher Protest 101

Die Schwestern und der Wunsch nach eigener Familie 108

Teil 3: 1959-2010

Wie ich ein politischer Mensch wurde 125

Ein widerständiger Mensch 132

Wie ich Irma wiedergefunden habe 139

Vier Generationen in meiner Zeit 147

Neue Herausforderungen ab 1987 151

1994: neue Spuren von Irma 153

Unterstützung beim Kampf um eine Gedenkstätte 166

Zum Abschluss noch dieses 178

Chronik der Sperlingskinder 180

Literaturhinweise 181

Für Sophie und Martin
und meine Schwester Ursula

Ihr aber lernet, wie man sieht, statt stiert.
Und handelt, statt zu reden noch und noch.
So was hätt einmal fast die Welt regiert.
Die Völker wurden seiner Herr, jedoch,
Dass keiner uns zu früh da triumphiert,
Der Schoß ist fruchtbar noch,
Aus dem das kroch.

aus: Bertolt Brecht,
»Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui«

Danksagung

Mein Dank gilt meiner Tochter Elisabeth, sie hat mich immer wieder ermuntert, mit dem Schreiben unserer Familiengeschichte zu beginnen. Bei dem Entstehen dieses Buches ist sie mir mit ihrer konstruktiven Kritik zur Seite gestanden und hat mich mit vielen wertvollen Anregungen über zwei Jahre dabei begleitet.

Meiner lieben Sophie danke ich für ihre Neugier und für manchen klugen Rat.

Ingrid und Willi Goesweiner haben sich die Mühe gemacht, die erste Fassung des Manuskripts zu lesen. Dank für ihre mutmachende Einschätzung.

Christiane und Georg haben die Arbeit mit nie nachlassendem Interesse verfolgt. Für ihre Freundschaft, für viele hilfreiche Gespräche und ständige Ermutigung habe ich zu danken.

Über Petra-Marinas freundliches Angebot, die professionelle Korrektur des Textes zu übernehmen, habe ich mich besonders gefreut. Für die wertvollen, detaillierten Anregungen und ihr großes Engagement, für die freundschaftliche Zuwendung danke ich ihr sehr.

Claudia und Kathrin, die beiden kompetenten Freundinnen, waren mir unverzichtbare Ansprechpartnerinnen. Sie waren stets zur Stelle, mir mit Rat und Tat zu helfen, wenn ich wieder einmal nicht wusste, wie es weitergehen sollte. Es ist auch ihnen zu verdanken, wenn meine Erinnerungen nun, da ich fast dreiundachtzig Jahre alt bin, veröffentlicht werden können.

Die alten Fotoaufnahmen wurden für den Druck bearbeitet und aufbereitet, dafür herzlichen Dank an Viktorya.

Ein ganz besonderes Geschenk machte mir Margaritha mit der Zeichnung auf der Rückseite des Buches, ihr gilt dafür mein besonders herzlicher Dank.

Antje Kosemund
Hamburg, Oktober 2011

Vorwort

Antje Kosemund wurde 1928 in Hamburg geboren und wuchs mit neun Geschwistern auf. Ihre Kindheit erinnert Antje – trotz Armut und ständigem Kranksein der Mutter – als ereignisreich und glücklich, voller Lieder und fröhlicher Stunden vor allem dank der besonderen Begabung ihrer Mutter. Antje war 13 Jahre alt, als ihre Mutter starb, und hatte zunächst allein für die jüngeren Geschwister zu sorgen. Wer Antje kennt, kann sich gut vorstellen, dass sich daraus eine sehr interessante Geschichte entwickelt hat, die jetzt ausführlich nachzulesen ist.

Antje Kosemund ist eine engagierte Mutter und Großmutter, war aktiv als Mitglied im Personalrat und im Amtsgruppenvorstand der Postgewerkschaft (Vertrauensfrau), ist Mitglied im Stiftungsrat des Auschwitz Komitees und im Beirat der Hamburger Stiftung für NS-Verfolgte. Seit etwa 20 Jahren hält Antje Kosemund anschauliche Vorträge als Zeitzeugin in Fach- und Gesamtschulen, Gewerkschaften und anderen Organisationen.

Kennengelernt haben wir Antje Kosemund am 8. März 2009 bei einer Veranstaltung zum Internationalen Frauentag in Hamburg. Wir kamen auf dem Nachhauseweg ins Gespräch zu ihren Plänen, ihre Familiengeschichte einmal wirklich aufzuschreiben und ein richtiges Buch daraus zu machen. Beim Umsteigen nach Mitternacht an den Landungsbrücken wurde dann verabredet, dass wir Antje bei diesem Projekt begleiten würden. Seither haben wir das gemeinsame Überlegen und Wägen und Tun als eine schöne und vor allem außergewöhnliche Aufgabe empfunden, für die wir Antje sehr dankbar sind. Wir schätzen und lieben Antje für ihr demokratisches Einstehen in vielen Bereichen und für ihre Offenheit und Neugier für gesellschaftskritische Bewegungen. In ihrer Wertschätzung für das linke Engagement junger Leute ist sie uns ein wichtiges Vorbild geworden.

Kathrin Hahn und Claudia Koltzenburg

Teil 1: 1932-1942

Kindheitsjahre in Hamburg

Wie ist es mit der Erinnerung der frühen Kinderjahre – sind es nur Bilder oder auch Stimmungen, sind es Erzählungen in der Familie, die sich zu Bildern wandeln?

Seit einigen Jahren haben Freunde und meine Familie mich aufgefordert und ermahnt: »Schreib auf, was du uns erzählt hast.« Nun mache ich mich daran, meine Familiengeschichte zu erzählen.

Meine ersten, sehr deutlichen Erinnerungen gehen zurück zum November 1932, als das Unheil der Hitler-Diktatur Deutschland und die Welt unmittelbar bedrohte. Damals war ich vier Jahre alt. Manche Ereignisse wurden mir durch Gespräche mit den Schwestern wieder gegenwärtig.

Der Anlass, endlich mit dem Schreiben anzufangen, ist letztlich das Schicksal unserer Schwester Irma. Die Schwester, die fast vergessen war, sie wird im Mittelpunkt dieser Geschichte stehen, sie soll mit dieser Geschichte wieder ihren Platz in der Familie finden.

Wir lebten damals im Arbeiterwohnviertel Barmbek, in der Rönnhaidstraße 30 in der 2. Etage.

Mein Vater, Bruno Hans Julius Sperling, war Angestellter bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Hamburg. Meine Mutter, Anna Katharina Helene Pappermann, hatte im Kaufhaus »Hermann Tietz« (später Alsterhaus) eine Ausbildung machen können. Vor dem Ersten Weltkrieg war es für junge Mädchen durchaus nicht üblich gewesen, eine Lehre als Verkäuferin abzuschließen. Sie und ihre beiden älteren Schwestern, Louise und Käthe Pappermann, gehörten der Wandervogel-Bewegung an und gingen an den Wochenenden mit Jungens »auf Fahrt«. Die Mädchen trugen Reformkleider und weigerten sich, Korsetts anzulegen, was zu der Zeit als unschickliche Neuerung galt. Sie wurden von ihren Eltern unterstützt, die schon vor dem Ersten Weltkrieg Mitglieder der Sozialdemokratie waren.

Nach ihrer Heirat hat Mutti ihren Beruf nicht mehr ausgeübt. Es wäre auch gar nicht möglich gewesen, in rascher Folge vergrößerte sich die

*1917, die Eltern
als Brautpaar:
Anna Katharina Helene
Pappermann und
Bruno Hans Julius
Sperling*



Familie. Zu der Zeit, in der meine Erinnerung einsetzt, waren wir schon neun Kinder.

Unsere Wohnung in Barmbek war typisch für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, ein langer, dunkler Flur führte von den vorderen Stuben in die nach hinten liegenden Räume. Vor dem Wohnzimmer lag der Balkon, wenn sie eines der Kinder zum Einkaufen schickte, stand unsere Mutti oft dort oben und passte auf, dass dem Kind nichts geschehen konnte.

Vom Wohnzimmer führte eine große Flügeltür in das Kinderzimmer, wo wir Schwestern zu zweit in einem Bett schliefen. Das jeweils jüngste Kind hatte sein Kinderbettchen im Elternschlafzimmer, und dann war da noch das halbe Zimmer, das der ältesten Schwester gehörte.

Durch die Rönnhaidstraße fuhr eine Straßenbahn, hin und wieder war das laute Klingeln zu hören, wenn Passanten die Straße überquerten oder ein Brauereiwagen den Weg versperrte. Die Wagen, die riesige Bierfässer transportierten, wurden von mächtigen Pferden gezogen. Kräftige Männer, bekleidet mit einem Lederschurz, rollten die Fässer mit dem Bier in die Eckkneipe in unserer Straße.

Ganz selten fuhr ein Auto vorbei, wenn etwas transportiert werden musste, wurde die Schottsche Karre genommen und durch die Straße geschoben.

Zwischen unserem Wohnhaus und dem Nachbarhaus führte ein Torbogen zu den so genannten Terrassen. Die kleinen finsternen Wohnungen in den engen Hinterhäusern hatten keine eigenen Toiletten. Im Treppenhaus befand sich auf jeder Etage eine Außentoilette, die über eine steile Treppe erreicht wurde. Bei den Familien im Hinterhaus ging es noch ärmlicher zu als bei uns. Oft besaßen sie kaum die notwendigsten Möbel.

Wenn sie umziehen mussten, genügte meistens eine Schottsche Karre, um die wenigen Habseligkeiten zu transportieren. Trotz Armut und Mangel war bei den einfachen Menschen vielfach gegenseitige Hilfe und Zusammenhalt zu finden.

Mit Beginn der Dämmerung trat der »Laternenanzünder« in Aktion, die Straßenlampen wurden mit Gas beleuchtet und mit einer langen Stange angezündet. Das war für mich als kleines Mädchen eine geheimnisvolle Begebenheit. Ich überlegte mir, wie das Licht aus dieser Stange wohl in die Lampe gelangen könnte.

Ein weiteres Geheimnis gab uns die Warnung der Mutter auf, die sagte, dass wir uns vor dem »Mitschnacker« hüten sollten, das sei ein ganz böser und gefährlicher Mann. Dieser Mitschnacker machte mir Angst, ich wusste ja nicht, wie er aussah, und stellte mir einen großen schwarzen Kerl mit bösen Augen vor. Mit einem Fremden durfte man also nicht sprechen, auch kein Geschenk von ihm annehmen, und am besten sollten wir gleich davonlaufen.

Von Zeit zu Zeit zogen Straßenmusikanten durch die Wohnviertel, die »Pankokenkapelle«. Meist waren es vier Musiker, sie trugen dunkle Kleidung und Melonen. Mit Trompete, Tenorhorn, Tuba und Posaune spielten sie ihre Lieder und Tänze auch gern in den Hinterhöfen. Bei den kleinen Kindern war ein Auftritt der Pankokenkapelle sehr beliebt, sie hielten sich an den Händen und tanzten vergnügt um die Musikanten herum.

Für die Mütter mag es eine willkommene Abwechslung bei ihrer Hausarbeit gewesen sein. Hatten die Musiker ihre Darbietung beendet, wickelten die Frauen Fünf- und Zehnpfennigstücke in Papier und warfen sie aus dem Fenster in den Hof oder auf den Gehweg, wo einer der Musiker das Geld einsammelte.

Nur wenige Familien konnten sich damals den Luxus leisten, ein Radio anzuschaffen. Somit erfüllten die Musiker auch eine soziale Funktion. Sie konnten ihre Familien ernähren und brachten gleichzeitig ein wenig Farbe in den zumeist tristen Alltag der Menschen in den Arbeiterwohnstraßen.

An die Verhaftung meines Vaters durch die Stapo (Staatspolizei) am 5. Mai 1933 erinnere ich mich sehr genau. Es war nachts, als wir Kinder durch fremde, laute Stimmen geweckt wurden. In unserem Kinderzimmer standen Männer, die uns unbekannt waren, einige von ihnen trugen Zivil, andere waren in Polizeiuniform. Wir Kinder wurden aus den Betten geholt, Schränke wurden entleert, die Matratzen aus den Betten gerissen. Es war eine Stimmung voller Angst und Schrecken. Der Vater wurde abgeführt, und ich weiß noch, dass Mutti auf dem Balkon stand und dem Auto, welches meinen Vater mitnahm, weinend nachschaute.

Viel später erst erfuhr ich den Grund der Verhaftung. Vater war Mitglied im »Antifaschistischen Kampfbund« in Barmbek-Süd, der schon während der Weimarer Republik gegen den aufkommenden Faschismus kämpfte. Ihm gehörten Mitglieder der SPD, der KPD und der Gewerkschaften an. Ich kann mich, damals ein kleines Ding von viereinhalb Jahren, an diese bedrohliche Situation sehr gut erinnern. Als mein Vater mit den fremden Männern die Wohnung verlassen musste, waren die älteren Schwestern ganz aufgeregt und verstört, versuchten unsere Mutter zu trösten.

Vater hatte noch Glück. Einer der Kripobeamten, ein alter Sozialdemokrat, hatte das gefunden, wonach die Gestapo suchte, nämlich verbotene Bücher, Flugblätter und die Mitgliedsliste des Antifaschistischen Kampfbundes. Das alles war in einem Spielmagazin versteckt, das im kleinen Zimmer auf einem Eckbord lag. Der Kripobeamte lenkte die Stapo ab und sagte zu einem dazukommenden Nazi: »Hier ist alles sauber«, um dann in einem günstigen Moment unserer Mutter zuzuflüstern, »alles vernichten!«

In der kurzen Zeit seit der Machtübergabe an die Nazis waren zu unserem Glück noch nicht alle politisch »unzuverlässigen« Beamten entlassen und gegen nazitreue Leute ausgetauscht worden. Mein Vater wäre wahrscheinlich nie wieder zurückgekommen, wenn die Stapo diese Sachen gefunden hätte. Er wurde in das Stadthaus gebracht, wo die Stapo mit dem »Kommando zur besonderen Verwendung« an der Stadthausbrücke ihren Sitz hatte. Bald darauf wurde die Staatspolizei (Stapo) umbenannt und hieß nun »Geheime Staatspolizei« (Gestapo). Dort im Stadthaus wurden die politischen Häftlinge von Polizisten und Schlägern der SA verhört und misshandelt.

Die Gegend um die Stadthausbrücke war damals ein Wohngebiet mit engen Straßen. Bei den Verhören der festgenommenen politischen Nazisegner ist es immer wieder zu furchtbaren brutalen Übergriffen und Folterungen gekommen.